

Angelika Dahms

Märchenhafte Erzählungen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89969-282-2

Copyright © 2025 by PRINCIPAL Verlag, Greven/Westf.
Umschlagbild: © Gertrud Stahl

Kontakt: verlag@principal.de
Webseite: www.principal.de
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

Angelika Dahms

Märchenhafte Erzählungen



PRINCIPAL VERLAG

Zur Autorin:

Angelika Dahms lebt in Niedersachsen. Sie hatte viele Jahre in der Wirtschaft gearbeitet, mit einem Faible für Zahlen.

Heute schreibt sie Kurzgeschichten, längere Erzählungen und eben Romane, ab und zu mit Bezug zum Geschehen im Land.

INHALT:

Drei Brüder	7
Die Vase	33
Boris und Iwan	52
Die Maske	80
Der Inka	100
Jim	121
Im Moor	142
Schwestern	157
Malik	184
Das Schwert	213
Die Robbe	232
Lügen	243
Gesänge	259
Die Schlangen	295
Omar	313

DREI BRÜDER

Die Insel, in der Nähe Grönlands gelegen, besteht aus Felsen. Auf dem vom Menschen unbewohnten Teil wächst kein Baum, kein Strauch. Wurzeln fänden keinen Halt. Lediglich ein Stückchen Land mit Erde ist zu entdecken. Erde, auf der etwas angebaut werden kann. Vor vielen Jahren hatten die Bewohner damit begonnen, aus anderen Ländern Mutterboden auf Schiffen auf die Insel transportieren zu lassen. All die Mühsal und Plage lohnte sich. So manch ein Gemüse, dessen Namen sie dereinst nicht kannten, begann zu gedeihen. Sie bauten Gewächshäuser und ihre Versorgung mit Lebensmitteln gestaltete sich weniger einseitig. Die Menschen lebten länger und waren gesünder.

Es gab eine größere Region auf der Insel, aus der heißer Dampf aus der Tiefe der Felsen dauerhaft an die Erdoberfläche stieg. Nur an dieser Stelle war es den Bewohnern möglich zu leben. Hier bauten sie ihre Häuser und leiteten die Wärme in die Wohnstuben. Die Hitze reichte sogar aus, wenn sie gebündelt wurde, damit zu kochen. Die kältesten Winter konnten den Menschen nichts anhaben.

Auf diese Weise lebten rund siebentausend Personen auf der Insel. Mehr waren nicht möglich. Die Bewohner wussten das und hielten sich mit ihren Geburtenraten an die Vorgaben. Bekam eine Familie mehr als zwei Kinder, musste sie die Insel verlassen.

Es gab eine Ausnahme, das war das Herrscherpaar. Das hatte drei Kinder. Ganz oben auf der Insel, natürlich auf dem warmen Teil, stand eine kolossale Burg. Sie stand

bereits mehrere Jahrhunderte auf den Felsen und hatte Außenwände von fast einem Meter Dicke. Jedem Sturm hielten die Mauern stand, egal wie heftig er war. In dieser Festung lebten die Regenten der Bevölkerung. Sie regelten das Leben der Leute, versorgten sie, wenn es ihnen wirtschaftlich schlecht ging. Die Menschen verließen sich auf sie. Den Herrschern gehörten die Schiffe, mit denen die Männer täglich hinausfuhren, um Fische zu fangen. Die Gewässer in der Umgebung waren in der Regel mit Fischen gesegnet. So waren die Menschen dazu in der Lage, Fische in andere Länder zu verkaufen, teils frisch, teils in Konserven oder gefroren. Es ging den Personen auf der Insel meistens gut. Von den Überschüssen aus dem Fischverkauf wurden andere Dinge angeschafft, die die Menschen haben wollten oder brauchten. Es wurden selbstverständlich für eventuelle schlechtere Zeiten Vorräte angelegt.

Gefrierräume zu bauen, war nicht nötig. Außerhalb der warmen Zone war die Insel das ganze Jahr über gefroren. Man hatte lediglich Gewölberäume gebaut, deren Innentemperatur nie über zwanzig Grad Minus anstieg. Darin lagerten sie importiertes Fleisch. Ausschließlich von Fisch wollte und konnte man nicht leben, nachdem die Menschen Fleisch kennengelernt hatten. Sie brauchten Abwechslung auf den Speisezetteln, anderenfalls fürchteten sie, wie zu früheren Zeiten von Skorbut und ähnlichen Mangelkrankheiten befallen zu werden.

Die Insel hatte einen kleinen Hafen. Der Ausbau hatte viel Kraft und Geld gekostet. Entsprechend stolz waren die Bewohner auf ihre Leistung.

Außer den Fischerbooten legten zwei oder drei andere

Schiffe in der Woche an. Diese wurden natürlich unter die Lupe genommen, denn mit jedem fremden Schiff kamen zeitweise unbekannte Menschen zu Besuch. Die Bewohner hofften, etwas von ihren Handarbeiten an diese Gäste verkaufen zu können, um so die Kassen aufzubessern. Möglicherweise brachten die Leute neue, bisher nicht bekannte Waren mit. Lange hatte man überlegt, ob man ein Hotel bauen sollte, damit die Fremden einige Tage auf ihrer Insel bleiben konnten. Am Ende der Beratungen nahm man von diesen Überlegungen Abstand. Der Bau hätte bedeutet, dass man viel Platz für das Haus in der warmen Zone benötigen würde. Das letzte freie kostbare Grundstück wollte man im Endeffekt lieber nicht weggeben. So kamen nur Tagesgäste oder Besucher von Familien, die eine Zeit lang mit in deren Häusern lebten, auf die Insel.

Ihr Herrscherpaar, in der Bevölkerung ausgesprochen beliebt, hatte drei Söhne, Ole, Swen und Knut.

Da in der weitläufigen Burg keine weiteren Kinder lebten, holte man die kleine Tochter eines Fischers als Gesellschaft für die drei Söhne in die Festung. Das Mädchen hieß Magda. Sie war so alt wie Knut, dem Jüngsten der Söhne. Das Kind wurde mit ihnen gemeinsam unterrichtet. Manchmal aß sie sogar mit der Herrscherfamilie. Je länger Magda in der Burg blieb, umso mehr fühlte sie sich dort zu Hause. Sie begann, ihre Eltern regelrecht zu verabscheuen, da diese ständig nach Fisch rochen. Wie die armen Leute, sagte sie sich. Sie fühlte sich inzwischen als etwas Besseres.

Magdas Eltern nahmen die Aversion ihrer Tochter

ihnen gegenüber natürlich wahr. Sie fragten sich, ob sie das Mädchen nicht lieber in ihrem Haus behalten sollten, anstatt sie weiterhin in die Burg gehen zu lassen. Es wäre für deren ferneres Leben günstiger. Magda ignorierte die Wünsche der Eltern.

So wurde sie allmählich erwachsen.

Eines Tages starben kurz nacheinander die alten Herrscher. Die drei Söhne wurden zu paritätischen Regenten des Inselstaates ausgerufen.

Magda zog jetzt ganz zu den Söhnen in die Burg, beriet sie ein wenig in diversen Angelegenheiten. Die Brüder sahen sie beinahe als so etwas wie ihre Schwester an, da sie mit ihnen aufgewachsen war. Sie tolerierten sie in der Festung.

An einem Abend, die Brüder saßen beisammen und diskutierten über die Zukunft der Inselbewohner, meinte Knut, dessen Gedanken absolut nicht bei der zu behandelten Sache waren: »Wird es nicht langsam Zeit, dass wir daran denken, uns Ehefrauen zu suchen? Wir können schließlich nicht unser Leben lang alleine bleiben. Außerdem brauchen wir Nachwuchs, wenn unser Haus auf lange Sicht Bestand haben soll.«

Ole und Swen blickten ihren kleinen Bruder überrascht ob dessen Fingerzeig an. »Wen schlägst du denn vor, sollen wir heiraten?«, fragte Ole spöttisch. Er hatte keine junge Frau auf der Insel entdeckt, die seinen Vorstellungen von einer Ehefrau entsprach.

»Das weiß ich nicht. Das ist ja der Grund, weshalb ich dieses Thema anschneide. Wir müssen ganz einfach

eine Zeit lang von der Insel herunter und uns eine Frau suchen, wenn hier keine passende zu finden ist.«

»Glaubst du wirklich, eine Frau aus einer anderen Gegend wird auf diese Burg ziehen wollen, um in völliger Einsamkeit zu leben?«, fragte Swen. Er hatte sich insgeheim in einsamen Stunden über die Gestaltung seines weiteren Lebens Gedanken gemacht. Die Zukunft sollte nicht so trübe aussehen wie die Gegenwart. Er wollte so etwas wie Glück erleben.

»Wieso Einsamkeit? Wir sind auch noch da. Und mit den Leuten aus dem Ort kommt jeder gut aus«, erklärte Ole. Trotzdem, so abwegig fand er den Gedanken Knuts nach einiger Überlegung nicht.

»Das Thema ist es durchaus wert, diskutiert zu werden. Wenn wir es nicht probieren, eine Frau zu erobern, wird das nichts werden. Von alleine wird keine vor der Tür stehen.« Knut sah zu Swen, der ihnen seiner Ansicht nach die meisten Bedenken aufzischen würde. Er war in allen Belangen der Typ Zauderer.

»Stimmt. Also, was unternehmen wir?« Ole sah die Geschwister an.

»Wenn ich einen Vorschlag machen dürfte, liebe Brüder, würde ich sagen«, sprach Swen, »Ole, der Älteste von uns, fährt durch die Welt, sagen wir ein halbes Jahr lang, und sucht für sich und für uns möglichst ebenfalls, nach passenden Ehefrauen.«

»Das ist eine gute Idee«, stimmte Knut, verwundert über seines Bruders Aufgeschlossenheit, zu.

»Wenn ihr meint, dann machen wir es so.« Ole war damit einverstanden. Er reiste gern herum. »Ich fahre nächste Woche los.«

»Schön.« Swen war zufrieden. Vielleicht kam etwas dabei heraus.

Ole verließ mit einem Besucherschiff, das freie Kabinen im Angebot hatte, die Insel. Seine Brüder standen am Hafen und winkten ihm nach. Sie waren voller Hoffnung, dass Ole zumindest mit einer Frau zurückkehren würde. Er war schließlich ein gestandener Mann und sah ansprechend aus.

Magda sah diesem Treiben aus einigem Abstand zu. Sie war nicht gerade glücklich. Sie hoffte, eines Tages einen von den Brüdern heiraten zu können, belauschte daher öfter hinter den Türen stehend, deren Gespräche. Nur wie es den Anschein hatte, dachten sie nicht einmal an sie als mögliche Ehefrau. Ihr Name fiel nicht. Sie war ihnen offenbar als Gattin nicht genehm. Magda stammte aus keinem wohlhabenden Haus. Allerdings, dachte sie, wenn keine andere auf die Insel kommen würde, müssten sie sie in Betracht ziehen. Also fasste sie sich in Geduld.

Das halbe Jahr ging vorüber und Ole wurde zurück erwartet. Er kam heim, allein. Schweigend und enttäuscht gingen sie gemeinsam vom Hafen zur Burg.

»Erzähle«, forderte Knut Ole endlich auf. »Wie war es?«

»Tja, wisst ihr, es war alles schön und gut, bis ich ihnen mitteilte, woher ich kam. Unsere Insel verschreckte sie. Keine von den Frauen, die mir sympathisch waren, wollte sich hier vergraben, wie sie sagten. Zuletzt war es richtig deprimierend.«

»Na ja, woanders haben sie Unterhaltung, Abwechs-

lung. Es gibt Konzerte, Veranstaltungen aller Art. Ich kann die Frauen irgendwie verstehen«, bemerkte Swen.

»Du bist ein netter und wohlhabender Mann. Das allein ist Grund genug, hier leben zu wollen.« Knut begriff die Frauen nicht.

»Vielleicht reicht das zu Beginn einer Ehe«, argumentierte Ole. »Im Alltag sehe ich Probleme aufkommen. Was sollten sie viele Jahre über hier tun? Womit könnten sich die Frauen beschäftigen? Und vergesst nicht die fremde Sprache.«

»Und nun?«, fragte Knut.

»Ich habe keine Ahnung.« Ole war niedergeschlagen. Er war entsetzlich enttäuscht von der Reise.

Magda gesellte sich zu ihnen, hatte wie üblich einige Minuten hinter der Tür deren Gespräch belauscht. Sie begrüßte Ole jetzt, tat erfreut, ihn wiederzusehen. Nach einer Weile fragte sie: »Warum versucht Swen nicht sein Glück?« Sie lächelte scheinheilig. Dass Ole alleine zurückgekommen war, gab ihr Auftrieb. Sie rechnete damit, dass Swen gleichfalls keine Frau finden würde. Sie konnte ihnen demnach diesen Vorschlag getrost unterbreiten.

»Magda hat recht«, pflichtete Knut ihr bei. »Am besten, du fährst in ein paar Tagen los.«

Swen stimmte der Reise wohl oder übel zu. Er selbst verspürte keine große Hoffnung, eine Ehefrau zu finden. Nichtsdestotrotz wollte er es wenigstens versuchen, allein aus dem Grund, um Knut nicht zu enttäuschen.

Er zog los.

* * *

Monate vergingen. Ab und zu kam eine Nachricht von Swen, sozusagen ein Lagebericht. Die erhoffte Mitteilung, dass er für sie die passenden Ehefrauen gefunden hatte, war leider nicht dabei. Er kam alleine zurück. Die Stimmung der Brüder sank und deren Hoffnungen auf ein glückliches Eheleben verflüchtigten sich.

»Lasst es Knut ebenfalls versuchen«, schlug Magda vor. »Dann braucht ihr euch später einmal keine Vorwürfe zu machen.«

»Warum nicht?«, stimmte Ole ihr zu. »Also, Knut, du bist unsere letzte Chance. Enttäusche uns nicht. Wir möchten nicht als Junggesellen in die Geschichte des Landes eingehen.«

»Ich werde es versuchen. Liebe Brüder, ich werde mir ein wenig mehr Zeit geben. Möglicherweise sind sechs Monate einfach zu kurz.«

»Tu das, unseren Segen hast du«, bekundete Swen. »Außerdem bist du von uns derjenige, der am besten mit Menschen umgehen kann.«

Knut packte seine Koffer und fuhr los. Er hatte sich die Reiseroute seiner Brüder angesehen. Diese Länder würde er nicht besuchen. Er würde sich andere vornehmen.

Knut reiste vor allem in kleinere Länder, besuchte Feste von dortigen bekannten Persönlichkeiten. Die Damen fanden ihn ganz nett, unterhielten sich mit ihm. Als er auf Nachfrage erzählte, aus welchem Land er kam, kühlte das Interesse an Knut merklich ab. Das ärgerte ihn. Er dachte unwillkürlich an die Berichte seiner Brüder. Sollte ihn tatsächlich dasselbe Schicksal ereilen?

Wochen vergingen. Schließlich reiste er in arabische

Länder, erkundete die dortigen Landschaften. Wenn er keine Frauen fand, wollte er wenigstens etwas von der Welt sehen. Davon konnte er in den Folgejahren erzählen, wenn die Abende sehr lang und trostlos werden würden. Eis und Schnee gab es in Arabien nie, dafür viel Hitze. Zu Beginn seines Aufenthaltes fand er das Klima wunderbar. Er konnte mit leichter Kleidung herumlaufen und sich den warmen Wind um die Nase wehen lassen. Auf Dauer, dessen war er sich gewiss, würde er es an diesem Platz der Welt nicht aushalten können.

In einem Hotel hatte er den örtlichen Scheich kennengelernt, der ihn gut gelaunt zu seinem Geburtstagsfest am Abend einlud. Knut nahm diese Einladung gern an, weil das Fest versprach, ganz anders zu verlaufen als die Feiern in seiner Heimat. Außerdem hatte er im Moment nichts Besseres vor.

Knut traf mit einem kleinen Präsent in der Villa des Scheichs ein, war überrascht vom Prunk und all dem Luxus im Haus. Der Hausherr, der ihn freundlich begrüßte, hatte eine bezaubernde Frau an seiner Seite.

Während ein paar ruhiger Minuten sprach er den Scheich an: »Sie haben eine ausgesprochen schöne Gattin.«

»Salai ist meine Schwester. Meine Ehefrau ist nicht auf dem Fest. Das ist bei uns nicht üblich.«

»Ihre Schwester!«, meinte Knut. »Was für ein bildhübsches Mädchen. Dass sie keinen Mann hat, ist erstaunlich.«

»Ja, das ist es. Genau deswegen ist sie hier. Ich wäre froh, wenn ich für sie einen Mann finden könnte.«

»Wenn das Land, in dem ich lebe, nicht so völlig

anders wäre als dieses, würde ich um die Hand Ihrer Schwester anhalten.«

»Was hat ein Land mit einer Ehe zu tun?«, erkundigte sich der Scheich, der Harun hieß.

»Eigentlich nicht viel. Bei uns haben wir so viel Eis, wie Sie Sand haben. In meiner Heimat herrscht zu neunzig Prozent des Jahres Väterchen Frost und die Sonne wärmt den Boden nie richtig auf. Die Menschen sind zudem verschlossener als in dieser Gegend. Man sieht bei uns auf der Straße selten ein Lächeln, was nicht bedeutet, dass die Leute nicht herzlich sind.«

»Sie gehen sehr hart mit Ihrem Land ins Gericht. Ich fände es schön, wenn hier öfter einmal die Tage kalt werden würden.«

»Tja, jeder wünscht sich das, was er nicht hat.«

»So ist das. Wären Sie wirklich an Salai interessiert?«, fragte Harun, der seinen Gast sympathisch fand. Vor allen Dingen deshalb, weil er nichts zu beschönigen versuchte.

»Das wäre ich.«

»Und Sie könnten ihr ein gutes Leben bieten? Ich meine etwas Wärme in all der Kälte?« Ein Lächeln umspielte bei der Frage dessen Lippen.

»Selbstverständlich.«

Der Scheich blickte ihn ernst und prüfend an. Warum nicht, dachte er. »Unterhalten Sie sich ein wenig mit meiner Schwester. Wenn Sie das hier im Raum tun, wird niemand daran Anstoß nehmen.«

»Gern. Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen.«

So unterhielten sich Knut und Salai. Anfangs vorsichtig und zurückhaltend, später angeregter. Sie fanden sich

beide höchst ansprechend und attraktiv. Sie entdeckten eine Menge Themen, über die sie lebhaft diskutieren konnten. Salai war umfassend gebildet, fand Knut. Sie wäre der Traum einer Ehefrau.

Auch Salai fand ihn passend. Er war ausgesprochen höflich und liebenswert. Je länger sie beisammensaßen, umso mehr hatten sie den Eindruck, sich seit Ewigkeiten zu kennen.

Harun beobachtete Salai, während er mit anderen Gästen sprach, lächelte in sich hinein. Für eine seiner Schwestern hatte er wohl einen Mann gefunden. Dieser Mann aus der Fremde schien ihm nicht die schlechteste Wahl zu sein. Er bat einige Freunde, ein wenig länger auf dem Fest zu bleiben, damit die beiden sich weiter unterhalten konnten. Er wollte sie noch nicht trennen. Knut wäre ein angenehmer Schwager, überlegte er. Dann gesellte er sich zu den beiden. Es war nach Mitternacht geworden. »Ein oder zwei Stunden würde ich gern schlafen, bevor ich arbeiten gehe«, sagte er lächelnd zu Knut.

»Oje. Wir haben gar nicht bemerkt, wie spät es ist. Ich hoffe, Sie können mir vergeben.«

Salai war unauffällig gegangen, als ihr Bruder kam. Sie wusste, dass er ihr gegenüber ausgesprochen großzügig gewesen war.

»Sicherlich. Wie gefällt Ihnen Salai?«, fragte er direkt.

»Ich würde sie am liebsten nicht aus den Augen lassen.«

»Schön.«

»Das ist allerdings lediglich meine Empfindung. Wie Salai ein Zusammenleben ansehen würde, wage ich nicht zu sagen.«

»Ich bin sicher, dass sie sehr von Ihnen angetan ist.«

Knut nickte. »Sie kennen Sie besser als ich. Denn, wenn sie mir gegenüber nur hatte höflich sein wollen, würde ich das verstehen.«

»Sie sind viel zu wenig von sich überzeugt. Sagen Sie mir, was soll ich nun tun? Was soll ich ihr sagen? Denn sie wird mich fragen.«

»Wenn ich ihr sympathisch sein sollte und sie es sich vorstellen könnte, mit mir in einer für sie völlig fremden Gegend zu leben, würde ich sie sehr gern als meine Frau mitnehmen.«

»Gut, mein Freund. Wir werden das heute Nachmittag eingehend besprechen. Ich hätte gegen eine Verbindung nichts einzuwenden.«

»Danke.« Knut verabschiedete sich lächelnd. Er war so aufgekratzt und froh, dass er am liebsten nicht ins Bett gegangen wäre.

In der Zwischenzeit sank die Stimmung in der Burg auf der Insel unter den Gefrierpunkt. Dass Knut nicht zurückkam, war für die Brüder kein gutes Zeichen. Knut hatte dem Anschein nach keine Frau gefunden, wollte nur nicht aufgeben. Sie rechneten die Ausdauer ihrem kleinen Bruder hoch an.

Magda sah die sich breitmachende Enttäuschung mit Freude. Sie umgarnte Ole und Swen. Die Brüder bemerkten Magdas Absichten durchaus, erfüllten sie mit Schrecken, schließlich waren sie nicht dämlich. Sie vermuteten bereits länger, dass Magda gern einen von ihnen zum Mann gehabt hätte. Der Gedanke missfiel ihnen beträchtlich. Sie wollten eine standesgemäße Ehefrau im

Haus haben, nicht die Tochter eines Fischers. So wichen sie diesem Thema stets aus, wenn Magda versuchte, darauf zu sprechen zu kommen.

Eines Tages gelang es nicht mehr. Magda sprach sie direkt darauf an. Sie hatte von den Ausflüchten und Ausreden die Nase voll. »Worauf wartet ihr?«, beehrte sie auf. »Ihr werdet keine Frauen finden, die hierher in die Kälte kommen. Ihr wisst es und ich weiß es.«

»Es sieht ganz danach aus«, bequeme sich Ole endlich zu sagen, nicht gerade glücklich über die gesamte Situation.

»Ja. Warum heiratet einer von euch nicht mich? Ihr wisst ganz genau, dass ich euch mag und nicht abgeneigt bin, hier zu leben.«

»Das wissen wir leider nur zu gut.« Swen sah auf den Boden. »Nur, wen würdest du denn von uns vorziehen?« Er hoffte, dass sie nicht ihn nannte.

»Ich mag euch beide. Entscheidet ihr.«

»Magda«, erklärte Ole, »warten wir noch ein viertel Jahr. Wenn Knut bis dahin nicht zurück ist, und uns niemand Hoffnung auf eine auswärtige Frau machen kann, dann heiratet einer von uns dich. Bist du damit einverstanden?« Mit dieser Aussage hatte er für sich und Swen eine Galgenfrist herauschinden können. Wer wusste schließlich, was bis dahin geschah?

Magda war hart im Nehmen. Ihr war es bewusst, dass sie nur zweite Wahl, wenn nicht gar dritte Wahl war. Ole hatte es ihr eben sehr deutlich zu verstehen gegeben. Aber sie ging darauf ein. »Gut«, sagte sie. »Das ist ein Wort. In drei Monaten werden wir die Verlobung bekannt geben.« Für sie war die Sache damit erledigt. Sie sah sich bereits als Gattin auf der Burg.

Zur gleichen Zeit feierte Haruns Familie die Verlobung von Knut und Salai in deren Heimatland. Sie hatten vereinbart, die Hochzeit im Haus von Harun zu feiern und die ersten zwei Monate dort zu leben. Die Umstellung zum späteren Wohnort ihres Ehemannes würde für seine Schwester nicht so groß sein.

Bei der angesetzten Familienfeier, bei der Knut als neues Familienmitglied vorgestellt wurde, lernte er die Schwestern von Harun kennen. Es waren zwei und sie waren ebenso schön und gebildet wie Salai. Knut blieb bei diesem Anblick fast das Herz stehen. Er konnte nicht anders, als sie immer wieder zu betrachten.

Harun beobachtete Knut ziemlich irritiert, fragte schließlich: »Bist du dir sicher, dass du die für dich richtige Frau heiraten möchtest?«

»Ganz sicher«, sagte Knut. »Nur ...«

»Nur?« Harun zog die Augenbrauen fragend in die Höhe.

»Deine zwei anderen Schwestern.«

»Was ist mit ihnen?«

»Weißt du, ich habe zwei Brüder, die suchen ebenfalls eine Ehefrau und deine Schwestern wären geradezu ideal.«

Harun sah Knut fragend an. »Du meinst, du bist hier im Moment als Brautwerber zugange?«

»Sieht so aus, nicht?« Knut lachte. Er erzählte Harun, dass seine Brüder unterwegs auf Brautschau gewesen waren, nur keine Frauen gefunden hätten.

»Das ist ja unmöglich. Ich habe bisher nicht gehört, dass drei Schwestern drei Brüder geheiratet hätten. Jedenfalls nicht in unserer Familie«, überlegte Harun laut.

»Ich weiß, es klingt komisch.«

»Pass auf, Knut, wenn deine und Salais Hochzeit vorbei ist, spreche ich dieses Thema mit den Schwestern durch. Es kann ja sein, dass sie damit einverstanden sind.«

»Sie kennen allerdings meine Brüder nicht.«

»Und deine Brüder kennen meine Schwestern nicht.«

»In Ordnung. Lass uns in vierzehn Tagen darüber reden.«

»Sehr schön.«

Die Heirat von Salai und Knut wurde ein Riesenfest. Das junge Paar war ausgelassen und glücklich, verbrachte seine ersten Tage als Ehepaar in großer Harmonie.

Dann, am verabredeten Tag, kam Harun mit seinen beiden Schwestern, Sani und Amina, zu Knut und Salai. Harun unterbreitete den jungen Frauen Knuts Vorschlag, dessen Brüder zu ehelichen.

Erst lachten die Schwestern, fanden den Vorschlag witzig, nach reiflicher Überlegung zogen sie jedoch das Angebot ernsthaft in Betracht.

»Wie sind denn deine Brüder?«, fragte Amina, die Älteste der drei.

»Nun«, meinte Knut, »Ole ist der Älteste von uns. Er ist etwa so groß wie ich, nur sind seine Haare nicht ganz so blond wie meine. Swen, der Mittlere, ähnelt mehr Ole als mir, hat eher einen rötlichen Ton in den Haaren und damit ist seine Haut etwas heller. Er kann ab und zu Sommersprossen kriegen, wenn er sich zu lange in der Sonne bewegt. Unsere Augen sind alle blau. Im Wesen sind sie wie ich. Wir sind eine wohlhabende Familie. Wenn wir kein besonderes Unglück erleben, wird es uns gut gehen.

Allerdings werden wir alle in der Familienburg leben. Die ist so groß, dass wir, wenn wir wollen, uns nicht über den Weg laufen. Wir haben einige Diener im Haus. Nur, so eifertig wie eure Bediensteten sind sie nicht.«

»Nun, meine lieben Schwestern, was sagt ihr?«, fragte Harun.

Sani sprach als Erste: »Wenn ich mir Knut ansehe und er sagt, dass seine Brüder nicht viel anders sind als er, wäre ich einverstanden. Schließlich kenne ich die anderen Männer, die um uns anhalten ja genauso wenig.«

»Das ist richtig«, stimmte Amina zu. »Also bin ich auch einverstanden. Außerdem wohnen wir alle zusammen und haben uns auf jeden Fall, wenn wir mal tratschen wollen. Oder einfach mal Heimweh haben.«

»Gut, Bruder«, sagte Sani, »leite das in die Wege.«

»Ja.« Harun wandte sich Knut zu. »Nun, was hältst du davon?«

»Ich bin überwältigt. Wann können wir aufbrechen?«

»Ich finde das ganz prima. Aber ich möchte ein wenig vorsichtig sein. Das musst du verstehen.«

»Was soll ich tun?«, fragte Knut.

»Du fährst allein nach Hause, ohne deine Frau, holst deine Brüder her und wenn meine Schwestern mit ihnen einverstanden sind, dann könnt ihr alle reisen.«

»Das ist okay.« Knut war einverstanden.

»Und ich soll hierbleiben?«, monierte Salai. »Ohne meinen Ehemann?«

»Du wirst es doch ein paar Tage ohne ihn aushalten, oder?« Harun lächelte ihr zu. Das Ehebett schien ihr zu gefallen.

»Nun, wenn du meinst.«

»Ich bin so schnell zurück, Salai, dass du mich kaum vermissen wirst.«

»Das hoffe ich.«

Knut flog mit der nächsten Maschine zum am nächsten gelegenen Flugplatz der Insel. Dann betrat er das erste Schiff, das in seine Heimat fuhr. Er hatte seine Brüder mit Absicht nicht benachrichtigt, um sie zu überraschen. Die würden Augen machen und so schnell ihre Koffer packen, dass sie mit dem morgigen Schiff den nächsten Flug ins Land ihrer zukünftigen Ehefrauen würden erreichen können.

Als Knut braun gebrannt in der Burg auftauchte und sie strahlend anlachte, überzog auch die Gesichter von Ole und Swen ein Lächeln.

»Erzähle«, forderten sie.

»Seht ihr meinen Ring?«, begann Knut.

»Den sehen wir, ja.«

»Ich bin seit drei Wochen verheiratet, mit der schönsten jungen Frau der Welt und das Beste ist, ihre Schwestern sind einverstanden, euch zu heiraten. Ihr Bruder, mein Schwager, bestand darauf, dass ihr mit mir in deren Land fliegt und sie dort abholt. Er möchte seine neuen Verwandten natürlich kennenlernen und eure Frauen sollen die Möglichkeit haben, deren zukünftige Ehemänner vor der Hochzeit zu sehen.«

»Das ist ja toll.« Beide strahlten um die Wette. Sie konnten es nicht fassen, dass sie Glück haben sollten.

»Du lieber Gott!«, stieß Swen plötzlich hervor, ließ sich mit weißem Gesicht auf einen Sessel fallen.

»Was ist los?«, fragte Knut. »Verschlägt dir die Freude den Atem?«

»Ich bin mit Magda verlobt und in zwei Wochen wird unsere Hochzeit sein.«

»Du bist verrückt!«, fuhr Knut auf. »Du wirst dir nicht von ihr dein Leben versauen lassen!«

»Wie war das?«, hörten sie plötzlich Magda fragen. Sie hatten in ihrer Freude und Euphorie nicht mitbekommen, dass sie den Raum betreten hatte.

»Magda!« Swen versuchte, die Lage irgendwie zu entspannen.

»Nichts, Magda! Ihr hattet mich nie haben wollen! Keiner von euch! Dann soll euch auch keine andere haben, nur, wenn sie alle drei hier erscheinen. Hier auf dieser kalten Insel. Und so lange, ihr lieben Brüder«, zischte sie mit böser, enttäuschter und kalter Stimme, »sollt ihr zu Stein werden.« Dann rannte sie aus der Burg. Sie hörten die massiven Holztüren hinter ihr zufallen. Danach war Stille.

»Wir sind frei«, sagte Ole nach einem Augenblick erleichtert. »Magda hat uns anscheinend endgültig verlassen. Wir können unsere Bräute holen.«

»Ja«, antwortete Swen, wollte einen Schritt in Richtung Tür machen. Es ging nicht. Sie wurden zu Stein, konnten sich nicht rühren. Der Schreck fuhr ihnen in die erkaltenden Glieder.

Nur um Mitternacht war es ihnen möglich, zu sehen, zu sprechen und zu hören. Eine Stunde lang. In dieser Stunde erzählten sie sich alles Mögliche und klagten sich ihr Leid. So ging das Woche für Woche, bis sie sich nichts mehr zu sagen hatten.

Ihre Angestellten suchten sie in den ersten Tagen, sahen zwar die neuen Steinfiguren, achteten nicht weiter auf sie. In der ersten Zeit staubten sie sie sogar ab.

Die Menschen suchten ihre drei Herrscher überall auf der Insel, fanden sie nicht. Zu Beginn dachten sie, dass sie kurz davongeflogen waren. Später schlossen sie die Burg und hofften, dass die Brüder irgendwann auftauchen würden.

Von Magda sah und hörte man nichts mehr. Die junge Frau, die eigentlich Swen hätte heiraten wollen, wurde noch einmal laut lachend auf einem Felsen gesehen. Danach nie mehr.

In der Heimat von Knuts Ehefrau Salai wartete man hauptsächlich auf die Rückkehr von Knut. Wenn seine Brüder nicht mit ihm mitkommen wollten, um deren Schwestern zu heiraten, konnte man das verstehen, schließlich hatte Knut über ihre Köpfe hinweg gehandelt. Salai war es unmöglich, sich das Fortbleiben ihres Mannes zu erklären. Wenn er ehrlich war, auch Harun konnte es nicht begreifen.

Also warteten die drei Frauen. Salai war schwanger und die Familie hoffte, dass Knut wenigstens bis zur Geburt seines Kindes zurück sein würde. Sie schrieben an Knut. Kein Brief, keine Nachricht kam zurück. Es war ihnen wirklich unverständlich. Harun glaubte nicht, dass das Knuts Art war, so einfach zu verschwinden.

Salai gebär einen Sohn. Er war Knut wie aus dem Gesicht geschnitten. So nannten sie ihn ebenfalls Knut. Die Schwestern verwöhnten den Kleinen nach Strich und Faden.

Harun hätte seine beiden ledigen Schwestern in der Zwischenzeit verheiraten können. Sie weigerten sich, das zu tun. Sie fühlten sich Knuts Brüdern versprochen.

Knut, der Kleine, war zwei Jahre alt, als Salai zu Harun ging. »Bruder«, sagte sie, »es wird Zeit, dass mein Sohn seinen Vater kennenlernt. Wenn er nicht zu uns kommt, so werde ich zu ihm nach Hause fahren. Ich möchte wirklich wissen, was dort los ist. Vielleicht ist ihm ja damals unterwegs etwas passiert, sodass er gar nicht antworten kann und seine Brüder nichts davon wissen, dass sie hier Bräute haben.«

»So etwas habe ich mir ebenfalls gedacht«, antwortete Harun. »Ich kann euch nicht alleine fahren lassen. Das ist zu gefährlich. Ich werde mir etwas überlegen.«

»Gut«, sagte Salai und verließ den Raum.

Als sich nach einem Monat nichts tat, ging Sani zu ihrem Bruder, trug die gleiche Bitte vor. Auch sie erreichte auf die Schnelle nichts.

Einen weiteren Monat später trat Amina zu Harun. »Bruder, wir werden uns nicht aufhalten lassen. Ob du uns jetzt die Erlaubnis zur Reise gibst oder nicht, wir werden fahren.«

»Das habe ich befürchtet. Nun, ich habe mich entschlossen, ich werde mit euch fahren. Einige Diener werden wir mitnehmen. Außerdem möchte ich mit eigenen Augen sehen, wie es auf einer so kalten Insel aussieht.«

»Das ist wunderbar, dann werden wir uns in der nächsten Woche auf den Weg machen. Die Reiseroute haben wir bereits festgelegt.« Mit diesen Worten verließ sie die Räume des Bruders.

So machten sich die drei Schwestern mit Knut, dem Kleinen, ihrem Bruder Harun, sechs Dienerinnen und zwei Dienern auf den Weg in die Heimat der Brüder. Es war ein langer Flug und als sie ausstiegen, um auf das Schiff zu gehen, begannen sie ziemlich zu frieren. Sie waren froh, warme Kleidung mitgenommen zu haben. Am Abend legten sie im Hafen der Insel an. Sie mussten feststellen, dass es kein Hotel gab.

»Wo finden wir denn eure Herrscher, Knut, Ole und Swen?«, fragte Harun einen älteren Bürger, als sie alle auf dem Bürgersteig des Hafens standen.

»Ja, wenn wir das wüssten«, antwortete der Mann, den sie angesprochen hatten.

»Wieso?«, fragte Harun. »Was ist denn geschehen?«

»Wir hatten vor Jahren miterlebt, dass Knut braun gebrannt und froh von einer Reise zurückkam und seitdem hat niemand von uns einen der drei gesehen und dabei brauchten wir sie dringend.«

»Das ist seltsam«, merkte Salai an.

»Darf ich fragen, wer Sie sind und warum Sie nach unseren Herrschern fragen?«

»Ich bin Knuts Ehefrau und das ist sein Sohn«, sie zeigte auf Knut, den Kleinen.

»Ja, der Kleine sieht wie sein Vater aus.« Der Mann betrachtete den Jungen genau. »Wissen Sie, ich hole einen der früheren Angestellten, der kann Sie alle in die Burg bringen, dann haben Sie wenigstens ein Dach über dem Kopf und können in Ruhe überlegen, was Sie tun wollen.«

»Das ist ein guter Vorschlag.« Harun war froh über die Aussicht, einen warmen Platz zum Übernachten zu bekommen.

»Warten Sie hier, ich bin in fünf Minuten zurück.« Der Mann verschwand eilig.

»Siehst du«, äußerte sich Salai, »hier war etwas passiert, sonst wäre Knut zurückgekommen.«

»Das glaube ich auch.«

»Eben.«

Zwei Männer kamen auf sie zu. Der eine hatte einen Schlüssel für die Burg dabei. »Kommen Sie«, bestimmte er, ging voraus. Alle anderen liefen hinterher.

Sie traten in das Haus ein. Die Burg war riesig, mit, wie sie fanden, unheimlich dicken Mauern. Die Räume waren hoch und groß und trotzdem waren alle warm, ohne, dass sie eine Heizung sahen.

»Es gibt im Haus nichts zu essen. Möchten Sie, dass ich Ihnen etwas kommen lasse?«, fragte der Mann.

»Das wäre sehr schön. Wir haben heute unterwegs kaum etwas zu essen bekommen«, berichtete Harun.

»Dann werde ich das veranlassen. Ich kann zum Beispiel die frühere Köchin kommen lassen. Sie wird froh sein, arbeiten zu können.«

»Damit sind wir sehr einverstanden. Vielen Dank«, meinte Harun.

»Ich habe gehört, eine der Damen ist mit Knut verheiratet und der Kleine sei sein Sohn. Ist das richtig?«, fragte der Mann.

»Das stimmt, ja.«

»Dann haben wir ja zumindest einen Herrscher. Das ist sehr schön.«

»Wir wollen hoffen, dass die Brüder auftauchen, nicht wahr?«

»Ja, wir benötigen sie dringend.«

»Warum? Das sagte der erste Mann ebenfalls zu uns.«

»Wir haben im letzten Jahr wenig Fisch gefangen und Ole müsste uns jetzt unterstützen, sonst wissen wir in Kürze nicht, wie und wovon wir leben sollten. Wir haben nicht dessen Verbindungen, verstehen Sie?«

»Wir werden sehen, wie wir Ihnen helfen können«, versprach Harun.

Salai und ihre Schwestern begannen, das Haus zu erkunden. Es war ein mächtiges Gebäude. Die Möbel waren ebenfalls wuchtig und sehr solide gebaut. Die jungen Frauen stiegen über eine breite, geschwungene Treppe in den ersten Stock. Von dort hatten sie einen feinen Blick in das Erdgeschoss.

»Sollen wir uns nicht lieber morgen das Gebäude ansehen?«, fragte Amina.

»Nein, ich möchte wissen, wo ich schlafen kann«, antwortete Sani. »Schon aus dem Grund müssen wir im Haus herumlaufen.«

»Na gut. Ich komme mir ein wenig wie ein Einbrecher vor.«

Sie gelangten ins Wohnzimmer, fanden den Raum an und für sich schön, mit großen Fenstern, die zwar im Augenblick verdunkelt waren, doch einen guten und großzügigen Eindruck machten.

Durch die vielen Dinge, die es in diesem Raum zu entdecken gab, hatten sie völlig die Zeit vergessen, saßen im Augenblick auf einem Tisch und blätterten in alten Zeitungen, die sie nicht lesen konnten.

»Was für eine merkwürdige Sprache«, befand Salai.

»Hoffentlich werden wir in der Lage sein, sie eines Tages zu sprechen.«

»Salai«, hörte sie plötzlich eine männliche Stimme sie ansprechen. Sie hielt erschrocken in ihrem Tun inne, ließ die Zeitung fallen. Ihre Schwestern blickten ebenfalls auf. Es hatte niemand den Raum betreten, wer konnte mit ihnen reden?

»Wer ist da?«, fragte Salai, rutschte vom Tisch.

»Ich bin es, Knut.«

»Knut? Wo bist du?« Sie hatte das Gefühl, dass ihr die Beine den Dienst verweigerten.

»Sieh die drei Statuen an. Wir sind versteinert worden. Fasst uns an, dann werden wir zu Menschen.«

Die Schwestern hörten ebenfalls zu, waren entsetzt. Die Frauen gingen auf die Statuen zu, betrachteten sie eingehend. Bestürzt bemerkten sie die lebendigen Augen in den Steinfiguren.

Salai ging von der ersten steinernen Gestalt zur nächsten. Diese Augen waren einwandfrei die ihres Mannes. Sie machte einen Schritt auf ihn zu, berührte ihn. Sie spürte, wie der Stein sich zurückzog und wie Knut wieder aus Fleisch und Blut bestand. Er war augenblicklich nicht in der Lage zu stehen, fiel in sich zusammen. Salai setzte sich neben ihn auf den Boden, streichelte ihn. Ihnen rannen Tränen der Erleichterung über die Gesichter. Sie waren froh, sich zu sehen und wiederzuhaben.

Die beiden Schwestern betrachteten das Geschehen, dann trat Sani zwischen die Steinfiguren, fragte: »Wer von euch beiden ist Ole?«

»Ich bin Ole«, sagte der rechts neben ihr stehende steinerne Mann.

»Dann bin ich die Frau, die Knut mit dir vermählt sehen wollte.« Sie kam zu ihm und berührte ihn.

Schweigend ging Amina zu dem dritten steinernen Mann, umarmte ihn vorsichtig.

Salai lief zur Tür, rief laut nach ihrem Bruder: »Harun, komm herauf ins Wohnzimmer!«

Harun glaubte, ein Unglück sei geschehen, da Salais Stimme so aufgeregte klang. Er stürmte die Treppe nach oben, rannte ins Wohnzimmer, dessen Tür offen stand.

»Sieh!«, sagte seine Schwester. »Unsere Männer sind hier.«

»Aber ...?« Harun verstand nicht.

»Sie waren zu Stein geworden und durch unser Kommen wurden sie erlöst.«

Harun ging auf Knut zu, umarmte ihn. »Ich bin froh, dich wiederzusehen.« Er trat zu den Brüdern Swen und Ole, umarmte sie in gleicher Weise.

»Knut«, sagte Salai, »du hast inzwischen einen Sohn bekommen. Ich habe ihn ebenfalls Knut genannt. Ich hoffe, du bist damit einverstanden.«

»Wir haben einen Sohn?« Er sah sie zärtlich an. »Wo ist er?«

»Er ist unten und schläft. Ihr werdet euch am Tag kennenlernen.«

»Gott, Salai, ich kann mein Glück kaum fassen.«

Der Einzige, der nach drei Monaten in seine Heimat zurückfuhr, war Harun. Alle anderen blieben auf der eisigen Insel. Sie fühlten sich ausgesprochen wohl dort. Keiner vermisste den Sand und die Hitze.

Die drei Herrscher halfen ihrer Bevölkerung wirtschaftlich rasch auf die Beine.

So lebten sie in Frieden und Sicherheit.

MALIK

Das Büro war mit Akten und Büchern vollgestopft. Man fand kaum ein Plätzchen, auf das man treten konnte. Abdul brütete über diesen Büchern, addierte diverse Zahlenreihen und errechnete den Überschuss aus den Geschäften, die seinem Schwiegervater gehörten. Sein Schwiegervater war mittlerweile ein alter Herr. Trotzdem bestimmte er, wie die Geschäfte zu laufen hatten. Er kannte alle seine Angestellten und das waren viele, denn er hatte mehrere Geschäfte, außerdem einige Häuser, die er vermietet hatte, sowohl an Geschäftsleute als auch an Privatleute.

Sein Schwiegervater war ein guter und gerechter Arbeitgeber. Er drückte jemandem durchaus ein Geldstück für einen Doktor in die Hand, wenn er wusste, dass eines von dessen Familienmitgliedern krank war. Diese Art der Menschenführung verband.

Nur eines duldete Malik, der Schwiegervater, nicht: wenn er bestohlen wurde. War der Dieb ausgemacht, verlor der mit Sicherheit seinen Arbeitsplatz. Nicht nur der Arbeitnehmer verlor den Arbeitsplatz, sondern dessen ganze Familie, selbst, wenn sie bei anderen Firmen arbeitete. Niemand wollte Menschen beschäftigen, in deren Familie ein Dieb war. Wir fanden das gerecht, denn wenn jemand auf einen Menschen Einfluss hatte, war es die Familie. Sie hatte dafür zu sorgen, dass sich in ihren Reihen keine Straftäter befanden. In dieser Hinsicht war nicht nur Malik unerbittlich, sondern alle anderen Kaufleute ebenfalls. In unserem ganzen Stadtteil, und der war groß, gab es nur einen Richter. Der hatte so wenig

zu tun, dass er einem zweiten Beruf nachgehen konnte. Wir regelten unsere Fälle zumeist unter uns.

Abdul rechnete im Augenblick die letzten Zahlen zusammen. Malik wartete heute, wie jeden Mittwochabend, auf ihn. An diesem Tage besprachen sie die laufenden Geschäfte und neue Ideen für zusätzliche Verdienstmöglichkeiten.

Außerdem redeten sie darüber, was es Neues bei Abduls Kindern gab. Abdul war Maliks einziger Schwiegersohn. Malik hatte leider nur eine Tochter. Ein weiteres Kind war ihm nie geschenkt worden. Seine Tochter hatte Abdul drei Kinder geboren. Diese Enkel waren Maliks größte Freude. Er zeigte es ihnen allerdings selten, denn er wollte, dass sie gut erzogen und nicht verzärtelt oder über Gebühr verwöhnt wurden. Und doch bereitete er für sie den Boden für eine gesicherte Zukunft vor.

Als Abdul endlich mit all seinen Unterlagen bei Malik eintraf, war es spät am Abend. Trotzdem würden sie über die Papiere reden.

Malik saß auf einem ausladenden Lederkissen und rauchte seine Pfeife. Mit dem Rücken lehnte er an einer gepolsterten Wand. Auf diese Weise saß er sehr bequem.

Abdul ließ sich ihm gegenüber nieder und griff, da er Hunger hatte, nach einigen Nüssen, die vor ihm auf dem Boden standen. Er mochte seinen Schwiegervater, in dessen Gesicht sich meist ein kleines Lächeln befand. Malik trug heute einen seidenen Turban. Das Hemd passte farblich dazu.

Abdul betrachtete den alten Herrn geradezu liebevoll, fragte: »Sag, Malik, wie bist du eigentlich zu deinem

Reichtum gekommen?« Abdul war über sich selbst erschrocken, er hatte diese Frage gar nicht stellen wollen. Sie war ihm einfach herausgerutscht. Seine Neugierde tat ihm im Nachhinein leid.

Malik schaute seinerseits Abdul an. Was er für ein Glück gehabt hatte, einen solchen Schwiegersohn bekommen zu haben. Seine Tochter liebte diesen Mann. Deren drei Kinder waren die Zukunft der Familie. Wie gut und richtig sich alles gefügt hatte.

»Willst du das wirklich wissen?« Malik war nicht böse über die Frage. Sie hatte eines Tages gestellt werden müssen.

»Gern, wenn du es denn erzählen möchtest?« Abdul war überrascht, dass Malik heute so zugänglich war.

Malik klatschte laut in die Hände. Ein Diener kam leise herein.

»Bring uns eine Kanne süßen, heißen Tee und ein wenig Gebäck.«

»Ja, Herr«, sagte der Diener und verschwand.

In ein paar Minuten, die Männer schwiegen in dieser Zeit, hatten sie ihren Tee und viele Kuchenstückchen erhalten und den Großteil mit Behagen verspeist.

»Also höre«, begann Malik. »Ich stamme aus einer sehr armen, großen Familie mit vielen Tanten und Onkeln. Sie wohnt weit weg von dieser Stadt. Ich habe sie seit Jugendtagen nicht gesehen. Ich weiß nicht einmal, wie viele von ihnen noch leben. Wir waren vier Kinder. Mein ältester Bruder würde Schuhmacher werden, wie mein Vater es war. Mein kleiner Bruder und ich mussten uns etwas anderes suchen, denn der winzige Betrieb meines Vaters warf nicht sehr viel ab. Gott sei Dank hatten wir

nur eine Schwester, sodass lediglich einmal Mitgift für eine Hochzeit bezahlt werden musste. Ich weiß nicht, ob sie überhaupt geheiratet hat, denn als ich die Familie verließ, war keine Eheschließung in Sicht.

Meinen Eltern fiel es sehr schwer, uns alle zu ernähren. Ich überlegte, dass ich am besten das Haus verlassen sollte, um ihnen nicht länger auf der Tasche zu liegen. Meine kleinen bezahlten Handlangerdienste reichten für meinen Unterhalt nicht aus, geschweige denn, dass ich für das tägliche Brot der anderen beitragen konnte.

Ich kam nach einer langen Wegstrecke in diese Stadt mit nichts als einer Hose und einem Hemd bekleidet. Geld hatte ich keines. Ich war lediglich mit dem ehrlichen Willen zu arbeiten und zu lernen ausgestattet. Bei mehreren Schuhmachern kam ich vorbei, sah ihnen wie vormals meinem Vater bei der Arbeit zu. Ich gelangte zu der Überzeugung, dass diese Art Geschäft keine Zukunft hatte. Also ging ich weiter.

Ein Gewürzhändler, damals der Größte in der Stadt, fiel mir auf. Aus seinem Geschäft kamen wunderbare Düfte. Ich ging hinein und fragte, ob ich bei ihm Arbeit finden konnte.

»Willst du Waren austragen oder willst du etwas lernen?«, fragte er mich, sah an mir herunter. Er war ein großer Mann. Im Gegensatz zu ihm, sah ich sehr abgerissen aus.

»Ich würde gern etwas lernen, ich kann nur nichts für meine Ausbildung bezahlen«, sagte ich ehrlich. »Meine Eltern können das auch nicht.«

»Das habe ich mir gedacht.«

Dieser Satz klang in meinen Ohren so abschätzig, dass ich mich umdrehte und aus dem Geschäft gehen wollte.

»Bleib!«, sagte der Händler. »Kannst du lesen und schreiben?«

»Ja. Meine Mutter hatte es mir beigebracht.«

»Würdest du hier im Laden schlafen und ihn jeden Tag sauber machen, sodass ich mir den Mann ersparen kann, den ich dafür angestellt habe?«

»Ja, Herr, das würde ich«, sagte ich mit einem Funken Hoffnung im Herzen.

»Schön. Unter diesen Bedingungen kann ich dich zu einem Gewürzkaufmann ausbilden. Es wird mindestens drei Jahre dauern, bis du alles weißt, was du wissen musst.«

»Oh, Herr«, sagte ich glücklich, »ich weiß gar nicht, wie ich dir dafür danken soll!«

»Du bekommst drei Mahlzeiten am Tag. Meine Frau wird sie dir bringen. Mehr hast du in diesen Jahren nicht zu erwarten.«

»Damit bin ich einverstanden.«

Es waren harte Jahre, trotzdem sehr schöne Jahre, wertvolle Jahre. Ich lernte jeden Tag Neues hinzu. Es gibt Hunderte von Gewürzsorten und der Händler war bestrebt, jedem Kunden jedes nur erdenkliche Gewürz zu besorgen, wenn er es nicht in seinem Bestand hatte. Die Freude, die er am Handel hatte, übertrug er auf mich. Völlig entgegen unserem Vertrag gab er mir im Jahr zwei Hosen und zwei Hemden, damit ich in seinem Laden anständig und angemessen gekleidet war. Ich dankte ihm diese Großzügigkeit durch besonderen Fleiß.

Nach meiner Ausbildungszeit bekam ich ein kleines Gehalt. Ich konnte mir dafür ein Zimmer mieten. Damit

war ich zum ersten Mal in meinem Leben unabhängig. Ich sparte jeden Betrag, den ich nicht für das Zimmer oder für Essen benötigte. Ich wollte mich selbstständig machen, denn einzig als sein eigener Herr konnte man wirklich zu etwas kommen. Lediglich so hatte man es in der Hand, wie viel man verdiente.

Nach weiteren vier Jahren war ich in der Lage, mir in einem anderen Stadtteil ein winziges Lädchen zu mieten und die ersten Gewürze einzukaufen. Ich war sehr freundlich zu den Kunden und konnte sie fundiert beraten. Sie dankten es mir, indem sie viele verschiedene Gewürze bei mir kauften. Das Beste war, auch größere Posten wurden bestellt. Ganz langsam konnte ich mein Sortiment erweitern und erlangte, wie mein Lehrherr, einen ausgezeichneten Ruf.

Ich hatte gelernt, meine Gewürze selbst aus fernen Gegenden zu holen, dabei konnte ich gleich die Qualität der Ware feststellen. In der Zwischenzeit führte ein älterer Mann meinen Laden, der in jüngeren Jahren ebenfalls bei meinem Lehrherrn angestellt gewesen war und gerne aushalf.

Ich konnte die erworbenen Waren über die weiten Strecken, die ich zu gehen hatte, nicht selbst tragen, so hatte ich mir ein altes Kamel gekauft. Für ein junges, kräftiges Tier reichte mein Geld nicht. Mit diesem Kamel zog ich nun erneut los, um eine größere Menge frischer Kräuter und Gewürze einzukaufen. Der Weg war lang und würde einige Tage dauern. Die Strecke führte mich am Rande der Wüste entlang, eigentlich. Plötzlich befand ich mich in der Wüste und ich konnte nicht sagen,

weshalb das so war. Meines Wissens war ich stets genau hier entlanggegangen. Ich lief einige Kilometer weiter, zögerlich allerdings, weil ich mir sagte, dass ich umkehren müsste, wenn ich zu tief in fremde Gebiete ging. Dann tauchte ein grüner Streifen am Horizont auf. Ich atmete auf, also war ich nur ein klein wenig vom Weg abgekommen.

Mit einem Mal, aus heiterem Himmel, begann es zu regnen, dann zu gießen. Zuletzt schüttete es wie aus Kübeln. Das war wirklich ungewöhnlich, zumal in dieser Jahreszeit. Mein Kamel war über das Wasser derart erschrocken, dass es sich losriss und mit schnellen Schritten und lautem Geschrei in der Wüste verschwand. Ich rief hinter ihm her und versuchte, ihm zu folgen. Es hatte keinen Sinn, es war weg. Da stand ich nun, völlig durchnässt und ohne Kamel, das mir die Ware hätte tragen sollen. Nur gut, dass der Grünstreifen zu sehen war, zu dem ich jetzt marschieren würde. Die Entfernung war größer als gedacht. Zu essen hatte ich nichts, meine Beutel mit Lebensmitteln und Wasser hingen am Kamel.

Am Abend hatte ich, körperlich völlig erledigt, den grünen Flecken erreicht. Gott sei Dank fand ich sogleich eine trockene Höhle. Ich ging hinein, setzte mich und überlegte, was ich beginnen sollte. Mich fröstelte. Meine Sachen waren vollkommen durchnässt. Da ich allein war, überging ich mein Schamgefühl, entledigte mich vollständig meiner Kleidung und breitete sie in der Höhle zum Trocknen aus. Die Höhle ging tiefer in den Berg hinein. Ich erkundete sie nicht. Meine Müdigkeit war zu groß. Ich legte mich in den trockenen Sand. Der Sand war zudem warm und ich erschöpft, sodass ich schnell einschlief.

Du kannst dir vielleicht meinen Schrecken vorstellen, als ich aufwachte und feststellte, dass meine gesamten Kleidungsstücke fort waren. Ich sah mich draußen vor der Höhle um, dort lagen sie nicht. Jetzt fasste ich mir ein Herz und ging vorsichtig tiefer in die Höhle hinein. Sie war ziemlich groß und etwa zwanzig Meter weiter fand ich ein paar Leute vor, die meine Kleidung in Händen hielten und mit ihr spielten.

So nackt wie Allah mich geschaffen hatte, fühlte ich mich sehr unbehaglich und erwartete, dass sie über mich zu lachen begannen. Zögernd ging ich zu ihnen. Sie blickten mich aus stumpfsinnigen Augen an und blökten. Sie blökten tatsächlich wie Schafe. Da saß eine junge Frau, die eigentlich bildschön gewesen wäre, wenn sie nicht einen so dummen Ausdruck im Gesicht gehabt hätte. Dann waren da zwei sehr junge Männer, eher Knaben, eine Frau, die die Mutter all dieser jungen Leute sein konnte und ein Mann. Sie alle waren gut gekleidet und brauchten meine Sachen wirklich nicht. Meine Schamhaftigkeit verging, weil ich zu der Überzeugung gelangte, dass sie mich nicht wirklich sahen. Vorsichtig nahm ich ihnen Hose und Hemd, Strümpfe und Schuhe ab. Sie gaben die Dinge ohne jeden Widerstand her, blökten nur. Die ganze Situation war mir so unheimlich, dass ich schnell wieder nach vorne lief und mich eilig anzog. Kaum war ich fertig, kam ein alter Mann angelaufen. Er trug einen Korb mit Früchten. Verblüfft starrten wir uns an.

»Wer bist du und wo kommst du her?«, fragte er mich. Er hatte sich schneller gefasst als ich.

»Ich bin ein Gewürzhändler«, antwortete ich. »Mir ist leider mein Kamel bei dem Regenguss gestern fortgelaufen und nun muss ich zusehen, wie ich weiterkomme.«

»Ja, das ist unangenehm«, bestätigte er. Er folgte meinem Blick, der auf den Früchten lag, die er im Korb trug. »Willst du ein paar Früchte?«, fragte er und hielt mir den Korb hin.

»Gern«, sagte ich, denn ich hatte Hunger. Ich nahm mir einige Stücke Obst und begann, sie mit großem Appetit zu verspeisen. Sie waren natürlich kein Ersatz für Gemüse oder Reis.

»Warte hier einen Augenblick«, sagte der Mann. »Ich komme gleich zurück.«

Er verschwand im Inneren der Höhle. Also war ihm die Existenz dieser seltsamen Menschen bekannt. Wie es schien, verpflegte er sie. Ein paar Minuten später war er tatsächlich wieder da. Sein Obst hatte ich in der Zwischenzeit mit Heißhunger aufgegessen.

»Hast du die Menschen hinten in der Höhle gesehen?«, erkundigte er sich.

»Habe ich. Sie hatten mir meine Kleidungsstücke, die ich zum Trocknen hingelegt hatte, weggenommen.«

»Oh.« Nach einer Weile. »Übrigens, ich heiße Omar.« Wir schwiegen erneut. »Du hättest doch jetzt ein wenig Zeit, da dein Kamel fortgelaufen ist, nicht wahr?«

»Eigentlich habe ich jetzt weniger Zeit als vorher.«

»Nun ja«, meinte er, zögerte, weiterzusprechen.

»Worum geht es denn?«, fragte ich vorsichtig, bereit, jederzeit zu behaupten, dass ich sofort aufbrechen müsse, wenn mir das, was er mir zu sagen hatte, nicht gefiel.

»Vielleicht könntest du uns helfen?«

»Wobei?« Ich war skeptisch. Mir war die ganze Sache nicht geheuer.

»Weißt du, die Menschen in der Höhle waren nicht

von vornherein so. Ich hoffe, dass ich sie aus dem augenblicklichen Zustand befreien kann.«

»Ist es eine Familie?«, fragte ich.

»Ja, das ist sie«, bestätigte der alte Mann. »Möchtest du wissen, weshalb die Menschen in diesem Zustand sind?«

»Warum nicht?« Schließlich konnte ich nicht gut sagen, dass ich mich nicht dafür interessierte, nachdem ich sein Obst gegessen hatte. Alles hatte eben einen Preis.

»Der Mann ist Usman, der Herrscher in dieser Gegend, dann seine Frau und seine drei Kinder. Das Mädchen ist seine einzige Tochter und sehr schön und ausnehmend klug.«

»Nur im Augenblick nicht«, warf ich ein.

»Nur im Augenblick nicht«, sagte er bedrückt. »Dieses junge Mädchen fiel Toru auf, der sie unbedingt sein Eigen nennen wollte. Um Zuneigung ging es da nicht. Geht es bei ihm nie. Weder Usman noch seine Tochter wollten etwas mit Toru zu tun haben. Der junge Mann ist bekanntermaßen böse und verschlagen und stammt von Rao ab, den man besser meidet, wo man kann. Rao steht mit finsternen Mächten in Verbindung. Leider ist er ausgesprochen reich, sodass er in der Regel alles und jeden kaufen kann. Und genauso möchte es sein Sohn handhaben. Schließlich lernt man vom Vater.

Als Toru unglücklicherweise um die Hand von Usmans Tochter anhielt, sagte ihm unser Herrscher, dass seine Tochter bereits versprochen sei. Er käme zu spät. Widerwillig nahm der junge Mann das zur Kenntnis. Irgendwie erfuhr Rao, dass Usman seinen Sohn belogen hatte und war außer sich vor Wut. Er empfand das als Diskriminierung, also reiste er zu Usman und verfluchte

ihn: »Ihr sollt in Zukunft wie Schafe blöken und euer Volk soll zu Sand werden, genauso wie alle Gebäude. Erst, wenn eine Person meinen Zentauren die Augen abnehmen kann und sie mir bringt und dann den Wunsch äußert, ihr möget frei sein, dann wird der Fluch von euch genommen werden. Möge euer neues Leben Jahrzehnte dauern.« Nach diesen Worten verschwand er.

Ich hörte von den Verwünschungen auf einer Reise, die ich zu der Zeit unternahm, sonst wäre ich jetzt nicht hier, sondern ebenfalls Sand. Ich brach meine Reise ab und kam so schnell wie möglich zurück. Ich fand unseren Herrscher so vor, wie du auf ihn gestoßen bist.«

»Eine böse Sache«, bestätigte ich. »Hätte ihm dein Herrscher nicht ein anderes Mädchen geben können?«

»Damit dann über sie das Unglück hereingebrochen wäre?«

»Außerdem hätte er von dem Betrug wohl erfahren«, überlegte ich laut. »Das wäre wirklich keine Lösung gewesen.«

»Wirst du mir helfen, unseren Herrn zu befreien?«, fragte Omar.

»Wie sollte ich das machen?« Ich hoffte, er würde in der Frage meinen ablehnenden Unterton wahrnehmen. Schließlich brachte es nie etwas ein, wenn man sich in Dinge einmischte, die einen absolut nichts angingen.

Omar wollte sich nicht abwehren lassen, überhörte meine kalten Worte, sagte: »Ich weiß, wo Rao seinen Wohnsitz hat und wo seine Zentauren stehen.«

»Dann kannst du selbst die Befreiung deiner Herrscherfamilie vornehmen«, schlug ich vor.

»Dazu bin ich zu alt«, erklärte Omar. Dann fand er ein Lockmittel. »Ich könnte dir ein junges, gesundes Kamel mitgeben. Das Tier könntest du danach behalten. Wäre das nicht ein guter Lohn?«

Ich sah ihn eine Weile nachdenklich an. »Schon«, gab ich zu, überlegte. Mein altes Kamel war weg. Ein neues Tier würde ich mir so schnell nicht leisten können. Und ein junges Kamel war für mich derzeit unerschwinglich. Ich gab der Verlockung nach, fragte vorsichtig: »Was sollte ich tun?«

Omar lebte förmlich auf, als er meine Frage hörte, die er als Zustimmung auffasste. »Die Zentauren stehen ungefähr einen Tagesmarsch von hier entfernt in einem kleinen, lichten Wald. Du musst sie töten, dann kannst du ihnen die Augen abnehmen und zu Rao bringen. Dieser wohnt drei oder vier Tagesmärsche von dem Wald mit den Zentauren entfernt. Er hat ein sehr großes Haus auf einer kleinen Insel in einem See. Der See gehört ihm. Am Ufer liegen Boote, sodass du jederzeit zu der Insel rudern kannst. Aber gib die Augen nur Rao selbst, sonst wird ein anderer einen Wunsch äußern können und deine ganze Mühe war umsonst.«

»Heißt das, jeder, der die Augen hat, kann einen beliebigen Wunsch äußern und der wird ihm erfüllt?«

»Ja.«

»Dann könnte ich einen anderen Wunsch benennen und nicht den, dass Usman von seinem Fluch befreit wird?«, fragte ich höchst interessiert.

»Das könntest du und er könnte dir erfüllt werden. Es sei denn, er wollte seine Zentauren für den von dir ausgesprochenen Wunsch nicht erneut beleben wollen.«

»Die werden lebendig, wenn der Wunsch erfüllt wird?«

»Sobald Rao ihnen die Augen eingesetzt hat, leben sie.«

»Das ist dann bereits häufiger passiert«, vermutete ich.

»Einige Male durchaus, wie es heißt.«

»Verstehe. Da stellen sich mir weitere Fragen.«

»Welche?«

»Könnte ich nicht ein zweites Mal die Zentauren umbringen und Rao erneut die Augen bringen?«

»Die Überlegung drängt sich auf. Das gelingt nur, wenn Rao einen weiteren Fluch ausgestoßen hat. Wenn du es richtig beziehst, heißt das: Ein Fluch, einmal die Augen. Wenn du also das zweite Mal die Zentauren umbringst, dann dürftest du das nicht überleben. Jedenfalls ist das meine Meinung über Raos Art zu handeln.«

»Hm. Wie ich den Fall jetzt einschätze, könnte er direkt für mich gefährlich werden.«

»Wieso?«, fragte der alte Mann.

»Stell dir vor, es hat ihm schon einer die Augen gebracht für diesen Fluch?«

Omar atmete hörbar ein. »Auf die Möglichkeit, dass das sein könnte, bin ich nicht gekommen. Ich gehe allerdings davon aus, dass ich davon gehört hätte. Denn, wenn dem so wäre, hätte unser Volk keinerlei Chancen, jemals zu Menschen zu werden. Dass unsere Herrscherfamilie weiterhin blöken würde, wäre in dem Fall eine Nebensache.«

»Tja«, sagte ich nachdenklich. Schließlich hatte ich nicht vor, für Fremde mein Leben aufs Spiel zu setzen.

»Wirst du einen anderen Wunsch äußern?« Omar war

sichtlich angeschlagen. Er hatte nicht damit gerechnet, dass unser Gespräch eine solche für ihn unangenehme Wendung nahm.

»Nein«, beruhigte ich ihn.

»Wenn alles so werden wird, wie es zuvor war, wird mein Herr dir sicherlich eine Belohnung geben.«

»Ich habe das Kamel, Omar. Das hilft mir für mein Geschäft.«

»Schön. Ich verlasse mich auf dich.«

»Ein Problem gibt es allerdings noch.«

»Ja?« Er wurde erneut unsicher.

»Wie töte ich die Zentauren? Und wie viele sind es überhaupt?«

»Oh, das hätte ich fast vergessen. Es sind zwölf Wesen und ich habe einen Bogen mit zwölf Pfeilen. Damit kannst du sie aus der Ferne erschießen.« Omar erhob sich und ging zu einer weiteren kleinen Höhle, in der er sich provisorisch niedergelassen hatte. Er brachte die Pfeile und den Bogen. »Hier«, sagte er und stellte sie neben mich gegen die Wand.

»Dann gehe ich am besten gleich los. Warum lange warten?«

»Ich gebe dir etwas zu essen, das du mitnehmen kannst. Ich bin gewiss, dass du unterwegs nicht viel findest.«

Eine Stunde später hatte ich das neue Kamel gesattelt und die Proviantssäcke am Tier befestigt. Ich stieg auf und mit guten Wünschen von Omar ritt ich los. Das Kamel war ausgeruht, hatte sich zuvor mit Wasser vollsaufen können. Wir kamen gut voran. Dieses Tier war mit meinem

alten Kamel gar nicht zu vergleichen. Es war ausdauernd und lief gleichmäßig.

Dunkelheit brach bereits herein, als ich beim Wäldchen mit den Zentauren ankam. Ich stieg ab, band das Kamel an einem Baum fest und ging zu Fuß tiefer in den Wald hinein. Die Zentauren standen auf einer Lichtung. Von deren Größe war ich überrascht. Sie hatten ausgewachsene Pferdeleiber mit mächtigen, muskulösen Männeroberkörpern. Mir stellte sich die Frage, wohin ich schießen sollte? In den Männeroberkörper oder in den Pferdeleib? In beiden könnte das Herz sitzen. Oder hatten sie zwei Herzen? Das hätte ich Omar fragen müssen. Nun war es dazu zu spät. Ich betrachtete die Wesen über eine längere Zeit hinweg, beobachtete sie in deren Bewegungen. Am Ende entschloss ich mich, in den Männeroberkörper zu schießen. Da würde ich mit größerer Sicherheit das Herz treffen können. Wo genau das Herz im Pferdeleib saß, wagte ich nicht zu bestimmen. Außerdem konnte der Pfeil an einem Knochen abprallen.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, legte mich hin. Kurz bevor ich einschlief, hatte ich beschlossen, die Tiere am frühen Morgen anzugreifen. So geschah es. Wider Erwarten konnte ich ziemlich dicht an die Zentauren herangehen. Entweder sahen sie mich nicht oder sie konnten mich nicht als Gefahr einordnen. Jedenfalls griffen sie mich auch dann nicht an, als sie sahen, wie einer nach dem anderen ihrer Artgenossen umfiel. Sie liefen nicht einmal weg. Sie reagierten, als wenn sie unter Hypnose ständen. Ich hatte mit einem wilden Kampf gerechnet, nicht mit einem sich einfachen Abschlachten lassen.

Als alle Wesen bewegungslos auf der Erde lagen, ent-

nahm ich ihnen die Augen. Da das ohne Schwierigkeiten möglich war, besah ich sie mir genauer. Sie bestanden überraschenderweise aus Glas. Wie konnte jemand damit sehen? Na ja, dachte ich, das war nicht meine Sache. Also legte ich die Glasaugen in einen mitgebrachten Beutel, und befestigte ihn gut an meinem Gürtel. Dann holte ich das Kamel und zog mit ihm in Richtung Raos Anwesen los.

Einen ganzen Tag konnte ich durch den Wald reiten. Es war kühl und die Luft wohltuend. Die Bäume boten Schatten und der warme Wind ließ die Blätter rascheln. Vögel sangen und auf dem Waldboden huschten kleine Tiere durch das heruntergefallene Laub und das spärlich wachsende Gras.

Leider führte mein weiterer Weg durch die Wüste. Das war wesentlich anstrengender und am Abend spürte ich meine Knochen, obwohl ich überwiegend auf dem Kamel gegessen hatte. Der dritte Tag war gemischt, Wüste und kleiner Wald. Am Abend, ich wollte mich gerade hinlegen, hörte ich ein Pferd herangaloppieren. Ich befürchtete, dass der Reiter die toten Zentauren gesehen hatte und mich jetzt einholen wollte, um mir eventuell die Augen abzunehmen. Ich war kein großer Kämpfer, aber wehren würde ich mich auf alle Fälle. Im Falle meiner Niederlage, wäre die ganze Aktion umsonst gewesen. Das würde ich wirklich zu verhindern versuchen.

Das Pferd war schnell. Ich hielt an, stieg vom Kamel und wartete. Ein junger Mann saß auf dem durch Peitschenhiebe zu höherer Schnelligkeit angetriebenen Pferd, dem bereits vor Überanstrengung Schaum vor dem Maul stand. »Bleib stehen!«, schrie er mir aus der Ferne zu. »Was hast du mit den Zentauren gemacht?!«

Ich antwortete nicht, denn seine Frage war überflüssig. Er hatte sie schließlich gesehen.

Mit wutverzerrtem Gesicht sprang der Mann vom Pferd und warf sich auf mich. Ich griff nach der Peitsche des Mannes und drückte sie ihm gegen den Hals, was ihm gehörig die Luft raubte. Verbissen kämpften wir miteinander. Mit letzter Kraft warf ich den Mann zu Boden. Er fiel mit dem Kopf unglücklich gegen einen Stein und blieb reglos liegen.

Schwer atmend und zitternd vor Anstrengung, kam ich auf die Beine. Ich sah auf den jungen Mann, der, eingehender betrachtet, so jung nicht war. Auf alle Fälle war er tot. Am besten, dachte ich, ich lasse ihn liegen. Wahrscheinlich kommt jemand bald vorbei, der möglicherweise weiß, wer der Mann ist und dessen Familie benachrichtigt. Sein Pferd war in der Zwischenzeit fortgetrabt. Es würde nach Hause finden. Ab dem Moment würde mit Sicherheit die Suche nach seinem Reiter einsetzen.

Ich setzte mich erneut auf das Kamel. Wir gingen weiter in Richtung See. Einen Tag später hatte ich den See erreicht. Wie von Omar beschrieben, lag die Insel mitten im Wasser. Ein Boot lag zum Übersetzen bereit und ich war froh, dass alles so einfach gegangen war.

Was ich mit dem Kamel machen sollte, wenn ich zur Insel ruderte, war mir nicht so ganz klar. Wie lange würde ich auf der Insel bleiben oder bleiben müssen? Wenn ich es anbände, würde es vielleicht nichts zu fressen bekommen oder kein Wasser saufen können. Ich entschloss mich, so schwer es mir fiel, das Tier frei herumlaufen zu lassen. Wenn es weg war oder gestohlen wurde, nun,

dann hatte ich Pech gehabt. Ich hoffte, dass Omar mir in dem Fall ein neues geben würde. Vielleicht würde es zu ihm zurücklaufen.

Ich stieg in das Boot, das am Ufer herumdümpelte und ruderte zur Insel. Unterwegs hatte ich zeitweilig das Gefühl, die Insel würde sich weiter entfernen, sah ich erneut hin, war sie da, wo sie sein musste. Komische Insel, dachte ich.

Kaum hatte ich angelegt, kamen zwei Diener angelaufen, fragten, was ich hier wollte? Sie schienen darauf zu warten, dass jemand kam, den sie angehen konnten.

»Ich möchte zu Rao«, erklärte ich, als sie vor mir standen.

»Warum?«

»Das möchte ich ihm lieber selber sagen.«

»Dann können wir dich nicht zu ihm bringen. So einfach ist das.«

»Ihr wollt für eure Arbeit bezahlt werden?«

»Du kannst ja denken«, folgerte einer der beiden und grinste.

»Ich besitze nichts. Wenn ihr mich nicht zu Rao bringt, bleiben seine Zentauren eben tot auf dem Waldboden liegen.« Ich gab mich lässig.

»Du hast die Augen?«, fragten sie.

»Ja. Was sollte ich wohl sonst hier?«

»Gib sie uns, wir bringen ihm die Augen.«

»Haltet ihr mich für blöd?«

»Na gut, komm mit.« Sie gingen vor mir her.

Wir kamen durch einen wunderschönen Garten mit vielen Blumen, von denen ich nicht einmal die Namen kannte. Ich sah Kräuter, die mich interessierten. Man

müsste selbst welche anpflanzen, dachte ich, man würde sich viele Wege ersparen.

Wir waren nach einer kleinen Wegstrecke bei einem hübschen Haus angekommen. Einer meiner Begleiter klopfte gegen eine Tür, trat ein, kam kurz darauf zurück und wies mich an, hineinzugehen.

»Ich bin Rao«, stellte sich der ältere, kleine Mann mit verkniffenen Gesichtszügen vor. »Du hast die Augen meiner Zentauren?«

»Ja.«

»Gib sie mir.«

»Gleich. Ich möchte, dass Usman mit Familie in den Normalzustand versetzt und ihm alles zurückgegeben wird, was ihm genommen wurde.«

»Du willst nichts für dich haben?« Er schien sich plötzlich zu amüsieren. »Überleg es dir lieber. Die Chance, selbst reich zu werden, wird dir wahrscheinlich in deinem Leben nicht mehr gegeben werden.«

»Mit Sicherheit hast du recht. Aber nein, ich möchte nichts für mich haben.«

»Hast du mit Usmans Wesir gesprochen?«

»Wenn es ein alter Mann ist und Omar heißt, dann ja.«

»Dann soll es so geschehen.«

Ich holte den Beutel mit den Augen vor und gab ihn Rao. Der schüttelte die Augen auf den Teppich, zählte nach und war zufrieden. »Möchtest du nicht mit mir essen, bevor du gehst?«, fragte er mich sehr höflich. »Du musst hungrig sein. Und ich möchte etwas über dich erfahren. Dich, der so großzügig ist und anderen hilft anstatt sich selbst.«

Waren diese Sätze ehrlich gemeint?, fragte ich mich,

oder wollte er sich über mich lustig machen? »Ich bin hungrig und nehme die Einladung gern an«, erwiderte ich.

»Schön.« Er ließ einen Diener kommen, erklärte, dass sie zu speisen wünschten. Das Essen wurde nahezu sofort aufgetragen, als ob mehrere Diener bereits auf seinen Befehl gewartet hätten.

Mitten im Hauptgang stürzte ein weiterer Diener mit aschfahlem Gesicht zu Rao. »Herr«, brachte er klagend hervor, »man hat Toru tot auf dem Weg hierher aufgefunden.«

»Mein Sohn ist tot?«, schrie Rao und sprang auf. »Findet den Mörder! Er soll genauso sterben wie mein Sohn.« Rao war weiß wie die Wand geworden. Sein Mund war ein schmaler Strich. Dann drehte er sich vehement mir zu. »Du! Du warst auf demselben Weg wie mein Sohn. Wenn du nicht beweisen kannst, dass du mit seinem Tod nichts zu tun hast, ergeht es dir schlecht. Sperrt ihn solange ein!«, befahl er seinen Dienern.

Die Diener ergriffen mich rüde, schleiften mich in ein unterirdisches Verließ, knallten die schwere Tür zu und verriegelten sie von außen. Nur durch ein winzig kleines Fenster kam etwas Licht und Luft herein.

Ich hatte einen Mann getötet, das war richtig. Dass es Raos Sohn war, konnte ich nicht ahnen. Außerdem hätte das für mich nichts ausgemacht. Ich wollte leben und wenn mich jemand angriff, wehrte ich mich. Egal, wer es war. Einer ernsthaften Schuld war ich mir nicht bewusst. Natürlich war mir klar, dass ich das seinem Vater nicht sagen konnte. Der hätte mich sofort zum Tode verurteilt. Was war für ihn mein Leben gegen das seines Sohnes?

Ein Fliegendreck! So saß ich auf dem kalten Boden und harrete der Dinge, die auf mich zukommen würden.

Niemand kam zu mir, den ganzen langen Tag nicht. Dass sie mich vergessen haben würden, glaubte ich nicht. Erst am nächsten Tag wurde die Tür geöffnet und eine junge Frau brachte mir etwas zu essen und zu trinken. Wortlos stellte sie die Speisen vor mich hin und ging sofort. Später kam sie noch einmal, sagte: »Rao wird dich töten, wie es scheint.«

»Wegen seines Sohnes Tod, nehme ich an.« Die Worte kamen bitter über meine Lippen.

»Ja. Er ist vor Wut wie von Sinnen. Alles, was ihm zwischen die Finger kommt, zerstört er.«

»Warum erzählst du mir das?«, fragte ich.

»Weil ich auch sterben werde, wenn wir nicht gemeinsam fliehen können.«

»Warum solltest du sterben müssen? Man lässt dich ganz offensichtlich frei herumlaufen.«

»Ich sollte Toru in der nächsten Woche heiraten. Jetzt, da er nicht mehr lebt, hat man keine Verwendung für mich. Da Rao mich verabscheut, weil meine Mutter sich ihm verweigerte, wird er mich umbringen. Allein, um meiner Mutter wehzutun.«

Was für ein Mann, dachte ich, fragte: »Wie können wir hier herauskommen? Ich sehe keine Aussicht, das zu schaffen.«

»Ich könnte dir ein Mittel ins Essen geben, das dich für eine Weile wie tot aussehen lässt. Man wird dich in dem Fall in einem Sack rausbringen, dort könnte ich dich in der Nacht befreien und wir könnten zusammen fliehen«, schlug sie vor.

»Du wolltest mit mir kommen?« Ich bezweifelte ihre ganze Aussage, nahm sie also nicht besonders ernst.

»Ja. Hier kann ich nicht bleiben. Alleine kann ich nicht durch das Land fliehen.«

Das sah ich ein. »Angenommen, es klappte, wo wolltest du am Ende hingehen? Zurück zu deinen Eltern?«

»Nein. Toru hatte meinen Vater umgebracht, weil er mich ihm nicht geben wollte. Meine Mutter hatte einzig deshalb eingewilligt, um am Leben zu bleiben. Rao wird mich dort zuerst suchen gehen.«

Das Mädchen gefiel mir irgendwie. Sie hatte Mut. »Wie heißt du?«, fragte ich.

»Halima«

»Ein schöner Name.«

Darauf ging sie nicht ein. Sie hatte ihre und meine Flucht im Kopf. »Ich habe dafür gesorgt, dass an einer bestimmten Stelle am Ufer ein Boot liegt.«

»Gut. Wenn wir am anderen Ufer sind, werden wir wahrscheinlich zu Fuß gehen müssen. Das ist möglicherweise gar nicht schlecht. Man taucht leichter unter.«

»Wie bist du hergekommen?«

»Mit einem Kamel. Ich hatte es nicht angebunden, damit es sich etwas zu fressen suchen konnte.«

»Dann wird es weg sein«, vermutete sie.

»Sicherlich.«

»Macht nichts. Werden wir eben laufen.«

»Das macht dir nichts aus? Es wird beschwerlich werden. Du siehst nicht danach aus, dass du in der Wüste groß geworden bist.«

»Nein. Die Alternative ist zu schrecklich.«

»Es wird mindestens eine Woche dauern, bis wir bei Usman sind.«

»Ist das die Familie, die Rao zu menschlichen Schafen hat werden lassen?«, fragte sie.

»Ja und die Bevölkerung zu Sand.«

»Er ist ein böser Mensch.« Halima ging zur Tür. »Ich werde jetzt das Essen zubereiten.« Sie verließ den düsteren Raum.

Ich war allein. Und unruhig. Vielleicht starb ich tatsächlich durch das Essen? Vielleicht rührte sie aus Versehen zu viel von dem Mittel hinein? Oder ich aß zu viel? Oder zu wenig? Dann sah ich nicht wie tot aus.

Ein Diener stellte mir dieses Mal das Essen hin. Ich begann, die Suppe zu trinken, aß den Reis hinterher und kaute auf dem Fleisch. Meiner Meinung nach schmeckte alles irgendwie komisch. Das konnte Einbildung sein, weil ich erwartete, das Mittel, das man dem Essen beigefügt hatte, herauszuschmecken.

Nach der Mahlzeit legte ich mich auf den Boden und wartete. Worauf genau, war mir unklar. Meine Augenlider wurden schwer und ich schlief ein.

Ich erwachte mit rasenden Kopfschmerzen, wollte mich automatisch bewegen, nur das ging nicht so recht. Meine Bewegungsmöglichkeiten waren eingeengt. Dann erinnerte ich mich, dass ich in einem Sack fortgeschafft werden sollte, wenn ich anscheinend tot war. So blieb mir nichts weiter übrig, als auf Halimas Erscheinen zu warten. Ich fand, dass die Luft im Sack nicht besonders gut war und meinen Kopfschmerzen nicht zuträglich. Wo hatte man mich hingeschleppt? Es roch nach Müll und Abfall. Ob es draußen noch dunkel oder bereits hell war, konnte ich durch den Sack nicht feststellen. Ich versuchte, mit den Fingern ein Loch in den Stoff zu reißen, er war

sehr fest. Ich überlegte, ob ich in meinen Hosentaschen einen scharfen Gegenstand hatte. Ich hatte keinen dabei, der mir in dieser Lage helfen konnte.

Irgendwann vernahm ich ein paar Geräusche, die wie vorsichtige Schritte klangen.

»Malik?«, fragte eine Frauenstimme leise. »Malik, sag etwas.«

»Halima?«, gab ich fragend zur Antwort, bewegte mich, damit sie mich besser ausmachen konnte.

Ich hörte sie schneller näherkommen, dann fummelte sie an dem Verschluss des Sackes, öffnete ihn und ich konnte herauskriechen. Ich war tatsächlich auf einer Müllhalde gelandet. Mehr war ich Rao nicht wert, lediglich Futter für Ratten.

»Komm bloß weg hier«, sagte ich leise, aber drängend zu Halima. »Der Geruch ist kaum erträglich.«

Wir liefen in der Dämmerung kaum vernehmlich zum See, machten dabei einen großen Bogen um das Haus. Hinter einem ausladenden Busch hatte das Mädchen das Boot versteckt. Wir zogen es gemeinsam vor, stiegen ein und ruderten so geräuschlos wie wir konnten auf die andere Seite. So, wie es aussah, hatte uns niemand gehört.

»Ich habe ein paar frische Sachen für dich. Zieh dein Zeug aus, steige einmal kurz ins Wasser und zieh die neuen Hosen und Hemden an.«

Ich tat, was sie sagte, fühlte mich danach wesentlich besser.

»Ich habe Nahrung und Getränke dabei.«

»Du denkst wirklich an alles, Halima. Ich danke dir dafür.«

»Ohne dich hätte ich es nicht gewagt zu fliehen. Also

danke mir nicht. Es ist hauptsächlich Eigennutz. Außerdem sind wir längst nicht in Sicherheit.«

Sie hatte recht. Wenn man uns jetzt aufgriff, saßen wir in Nullkommanichts beide im Kerker.

Ich sah mich um, um festzustellen, wo wir waren, dann wies ich in die Richtung, in die wir gehen würden. Einige Hundert Meter weiter stand mein Kamel seelenruhig auf einer Wiese und fraß. Es war fast so, als ob es auf mich gewartet hätte. Ich fing es ein und wir brauchten unsere Sachen nicht selbst zu tragen. Mehrmals ritten wir gemeinsam auf ihm, wollten das Tier jedoch nicht überlasten. Ich fand es mit einem Mal schön, mit Halima zusammen zu sein. Mir wurde die junge Frau von Stunde zu Stunde sympathischer. Sie war ruhig und gelassen, lachte gern und hatte viel Verständnis für mich und meine Situation. Natürlich hatte ich ihr von mir erzählt.

Als wir in den Wald mit den Zentauren einritten, bewegten wir uns sehr vorsichtig und vor allen Dingen leise. Ich wusste nicht, ob die Wesen auf den Beinen waren, oder ob sie ohne Augen auf dem Boden lagen. Sie waren auf den Beinen. Bereits aus größerer Entfernung hörten wir sie galoppieren und lachen. Wir ritten in einem Bogen um sie herum und waren froh, aus dem Wald herauszukommen, ohne mit ihnen zusammengetroffen zu sein. Wer wusste, wie sie jetzt auf mich reagiert hätten?

»Noch einen Tagesmarsch«, meinte ich erleichtert »dann sind wir bei der Höhle und haben es geschafft.«

»Ja und dann können wir die Gewürze einkaufen, die du für dein Geschäft brauchst.«

»Du willst weiter mit mir kommen?«, fragte ich vorsichtig erfreut.

»Ja, will ich. Ich gehe gern mit dir.«

»Das macht mich glücklich«, erwiderte ich und war hochgestimmt. Alles regelte sich wunderbar.

Der Tagesmarsch war vorbei. Ich sah mich betroffen um. »Es sieht alles anders aus«, meinte ich nachdenklich. »Die Wüste ist weg, die Höhle auch. Vielleicht habe ich mich verlaufen?«

»Wir können ja ein wenig weitergehen und nach der Höhle Ausschau halten«, schlug Halima vor, als sie meine Unsicherheit wahrnahm. »Wenn du die Höhle nicht finden solltest, dann holen wir deine Waren.« Wir liefen weiter. Halima sagte: »Malik, es könnte anders sein. Da die Zentauren leben, ist der Bann über Usman wahrscheinlich aufgehoben worden. Die Landschaft sieht jetzt möglicherweise so aus, wie sie vorher war. Daher erkennst du sie nicht mehr.«

»Das ist gut möglich.« Ich sah mich trotzdem suchend um. Irgendwie hatte ich das Gefühl, jetzt um die Früchte meiner Mühen gebracht worden zu sein. Ich hatte wenigstens ein bisschen Dankbarkeit erwartet und nicht so absolut keine Reaktion. Omar hätte hier sein sollen. War er nicht. Ich war enttäuscht. »Komm, Halima, lass uns zu den Händlern gehen.«

»Ja, Malik. Das wird das Beste sein.«

Ich ließ Halima auf das Kamel steigen, nahm den Zügel und wollte losgehen, als ich Omar rufen hörte.

»Halt, halt, Malik!«

Ich drehte mich zu dem alten Mann um, der, so schnell er konnte, angelaufen kam. »Usman erwartet dich«, sagte er völlig außer Atem. »Oh Allah, ich hätte dich beinahe wirklich verpasst.«

Malik sah Omar zweifelnd an. »Du meinst, ich sollte zu ihm gehen? Es ist jetzt alles in Ordnung. Wozu also?«

»Wir alle wollen dir danken. Kommt mit.« Omar führte uns zu einem prächtigen Haus mit einem großen Park rundherum. Halima bestaunte ihn. Ich betrachtete lieber das Haus. Es war so aufwendig gebaut, dass ich am liebsten nicht mit hineingegangen wäre.

»Ich bin hier völlig fehl am Platze«, sagte ich zu Omar.

»Wenn du nicht gewesen wärest, würden die Gebäude alle nicht existieren. Die Menschen, die du überall siehst, sie alle verdanken dir ihr Leben.« Also ließen wir uns überreden, einzutreten.

In der Halle kam uns Usman entgegen. Es war ganz eindeutig der blökende Mann aus der Höhle und trotz allem war er ein ganz anderer. Er umarmte mich und hieß mich willkommen. Dennoch, da war ein spürbarer Abstand. Zwischen uns lagen Welten, die nicht so einfach überwunden werden konnten.

Ich stellte ihm Halima vor, die stumm dand. Sie fühlte sich ebenso wie ich von den Menschen und dem Gebäude eingeschüchtert.

Bevor die Pause zu groß und der Unterschied zwischen uns stetig sichtbarer wurde, schlug Usman vor: »Lasst uns einen Kaffee zusammen trinken und dabei erzählst du uns, was du erlebt hast, um uns in den Normalzustand zu versetzen.«

Als ich dabei erzählte, dass ich Toru aus reiner Notwehr getötet hatte, verdunkelte sich das Gesicht Usmans ein wenig. Er hoffte wahrscheinlich insgeheim, dass Rao deshalb nicht erneut bei ihm erschien. Diese Furcht konnte ich ihm nicht nehmen. Und möglich war alles.

Nach einer Weile kam Omar mit einer wunderschönen Schatulle und stellte sie auf den Teppich.

»Sie gehört dir«, sagte Usman. »Es ist unser Dank.«

»Die ist viel zu kostbar«, wehrte ich ab. »Ich habe das Kamel bekommen.«

»Nicht die Schatulle ist das Geschenk, Malik, sondern der Inhalt. Mach sie auf!«

Ich blickte verlegen von einem zum anderen und öffnete das edle Stück. Sie war voller Edelsteine und Perlen. Schnell ließ ich den Deckel zurück ins Schloss fallen. Ich konnte nicht glauben, dass das alles mir gehören sollte.

Usman lächelte über meine Überraschung. »Pass gut darauf auf, wenn du unterwegs bist«, sagte er.

»Das will ich.«

Wir tranken den Kaffee aus und Usman verabschiedete sich von uns. Die Geschäfte riefen, entschuldigte er seinen schnellen Aufbruch. Osman brachte uns unter Dankesreden bis zur Straße.

Halima und ich gingen erst einmal zu mir nach Hause. Wir wollten nicht mit den ganzen Schätzen die Gewürze einkaufen gehen. Das war uns viel zu riskant.

Halima und ich heirateten im selben Monat. Wir verkauften einen Teil der Edelsteine und erwarben dafür Wohnhäuser. Ein größeres Geschäft wurde angeschafft. Nicht zu groß, denn sonst hätten die Kunden gedacht, wir brauchten sie nicht mehr und wären womöglich mit ihren Wünschen zur Konkurrenz abgewandert.

Die Truhe mit Inhalt war die Basis unseres Wohlstandes. Wir vermehrten unser Vermögen ständig. Wir konnten

im Laufe der Jahre sogar einige geschäftliche Risiken eingehen, dessen Verlust wir im Ernstfall schadlos überstanden hätten.« Malik beugte sich vor, nahm ein Stück Kuchen vom Tablett. Das Reden hatte ihn hungrig gemacht.

»Das, mein lieber Schwiegersohn, ist die Geschichte, aus welchem Grund ich der wohlhabendste Mann der Stadt bin. Du siehst, es ist nicht die Arbeit allein, die einen Mann reich macht, es kommt manchmal auf das Glück an, das man im Leben haben kann.«

Abdul hatte lächelnd und staunend zugehört. »Das war ein gewagtes Abenteuer«, bestätigte er.

»In der Tat. Der größte Schatz, den ich damals gewonnen hatte, ist Halima. Wäre sie nicht gewesen, wäre ich bei Rao gestorben. Und der Reichtum der Familie wäre bei Weitem nicht so groß, wie er heute ist. Sie hat mich im Hintergrund mit kluger Hand geführt und dafür bin ich ihr sehr dankbar. Denn im Grunde genommen, bin ich nichts weiter als der arme Sohn eines Schuhmachers.«

»Das mag sein, dass du der arme Sohn eines Schuhmachers warst. Heute bist du der größte Kaufmann der Stadt. Und du und Halima habt die wunderbarste Tochter, die man sich denken kann, in die Welt gesetzt«, fügte Abdul hinzu.

»Es ist spät, Abdul«, meinte Malik. »Ich bin müde und morgen liegt ein langer Tag vor uns. Lass uns zu Bett gehen.«